

Es begann mit einer Pinkelpause

Er hat eine Stimme wie aus einer anderen Zeit. Der 30-Jährige Anderson East ist der Vorreiter des «New Nashville». Dieses neue Genre zwischen Country, Soul und Rock verkauft sich inzwischen besser als Mainstream-Country. **Von Bänz Friedli**

Ein Brummen, ein ohrenbetäubendes Knurren. Soundcheck im Muffatwerk, einem stillgelegten Wasserkraftwerk mit Industriekamin an der Isar. Es tost und kracht im senfgelben Gemäuer. Der Mann im Halbdunkel auf der Bühne legt seinen Kopf schräg, horcht. Raunt dann in Richtung des Technikers: «Du musst dieses Ding hier ersetzen!» Und zeigt, barfuss in Birkenstöcken, mit den Zehen des rechten Fusses auf ein am Boden liegendes Kabel. Anderson East weiss, wovon er spricht: Ehe er Musiker wurde, liess er sich selber zum Tontechniker ausbilden.

Kaum ist der Schaden behoben, schrammelt die Band los. Und plötzlich erklingt - wie aus dem Nichts - diese Stimme: «I sipped the finest brandy...» Gurrend und gurgelnd, samten und schmeichelnd, im nächsten Augenblick röchelnd und rau. Man vermeint einen der alten Recken des Southern Soul zu hören, Sam Cooke, Otis Redding... Aber

«Im Grunde wollen wir einfach menschliche Musik machen. Ohne technischen Schnickschnack. Aufrichtige Musik.»

nein: Die Stimme ist gegenwärtig, der Kerl steht vor uns: Anderson East. Eine Stimme wie aus einer anderen Zeit. «Dass meine Stimme besonders sei, fand ich selber nie», hat er vorhin gesagt. Er sei halt einfach unablässig getingelt. «Wenn du in diesen schäbigen Bars mit ihren lausigen Tonanlagen auftrittst, wo Lärm und Gespräche nie verebben, lernst du schon, dir Gehör zu verschaffen, so zu singen, dass die Leute dir zuhören.» East untertreibt. Aber vielleicht ist ihm, der sein gutes Aussehen fast verschämt trägt, nicht bewusst, wie unverschämt sexy er klingt.

München im Sommer. Bei sirrendem Ventilator und offenem Fenster sitzt er einem in der Garderobe gegenüber. Ein gewinnender Lümmel, eben dreissig geworden, rötlich-blond, verwuselt, bleich. Er gilt als Vorreiter des «Neuen Nashville», einer Horde junger Musikerinnen und Musiker, die sich um Genrengrenzen foutieren - und kann es noch immer kaum fassen. «Jacques Brel hatte recht, als er sagte: «Talent gibt es nicht. Talent ist nur, Lust auf etwas zu haben - der Rest ist harte Arbeit.» Es gibt bestimmt zahllose Menschen, die talentierter sind als ich. Aber es geht ums Dranbleiben. Bis zu 300-mal jährlich aufzutreten, wie ich es tat, ist anstrengend. Aber: Du wirst von Tag zu Tag besser. Und dann hatte ich auch einfach unglaubliches Glück, zur richtigen Zeit am richtigen Ort zu sein.»

Nämlich: im winzigen «Bluebird Café» in Nashville. East trat an einem bunten Abend allein mit seiner Gitarre auf, als der Produzent Dave Cobb sich unter die Zuhörenden

mischte. Mitten in einem Lied merkte der Sänger: «Sorry, Leute, ich muss mal.» Sprach's und ging auf die Toilette. Was darauf geschah, erzählte Cobb später dem Magazin «Nashville Scene»: «Das ganze Publikum wartete gespannt und mäuschenstill, bis er wieder kam und seinen Song zu Ende sang. Der Kerl hatte die Leute im Sack.» Cobb wusste: «Mit dem muss ich arbeiten.»

East war der erste Künstler, den Cobb für sein Label Low Country Sound unter Vertrag nahm. Gemeinsam produzierten sie die Alben «Delilah» und «Encore» mit süffigem Soul, zeitlos, aber von ungemein packender Frische. East wurde zum Pionier einer Szene, die in den USA für Aufsehen sorgt: einer Art Neo-Klassik in der Country- und Soulmusik, deren Marktanteile von Monat zu Monat steigen. «Dave hat eine *heavy hand*, er bringt das Gute in uns zum Vorschein» sagt er über seinen Produzenten. Anderson East klebt seinen Kaugummi in einen verkehrt auf dem Tisch liegenden Flaschendeckel, nimmt

PASCAL MORA



einen neuen Gummi, kaut, klebt ihn kurz darauf zum ersten, und so weiter. Er ist in Plauderlaune, fingert dazu jedoch die ganze Zeit nervös am weissen Verschlussdrähtchen einer Plasticverpackung herum. Denselben Mix aus kaugummiger Lässigkeit und innerer Anspannung wird man am Abend im Konzert erleben.

Das ewige Spiel der Verführung

Lasziv und leicht gebückt betritt Anderson East, ganz in Schwarz, die Bühne. Mit Zeilen wie «If you keep leaving me, I'll keep loving you» besingt er das ewige Spiel um Begehren und Verstossenwerden in hundert Schattierungen. Umringt ist der Sänger von Musikern, die den Südstaaten-Groove verinnerlicht haben: brünstige Bläser, ein sanft rummelndes Rollen mit preschendem Offbeat, eine rüddige Gitarre, eine röhrende Orgel, ein rangelnder Bass.

East ist ein Meister des Dosierens, des Hinauszögerns, der Auslassung. Die Zuhörenden hängen ihm an den Lippen, unter ihnen Frauen jeden Alters in der Überzahl. Der Sänger pflegt eine Erotik der Lang-

samkeit, die sich im Refrain umso hemmungsloser entlädt: «Lord forgive me, she's bringin' out the devil in me.»

Vom alten Blues hat er eine Sprache abgesehen, die das Unkeusche verschweigt, aber antönt. «In der baptistischen Kirche, die ich als Knabe besuchte, ging es immerzu um Schuld, Sünde und Vergebung», erklärt er zwischen zwei Stücken. «Mädchen waren rosa, Jungs waren blau, Vermischung verboten. Punkt.» Kunstpause. «Uns aber interessierte: violett.» Und besingt diese Mischfarbe so verführerisch, als triebe er es mit seinem Publikum. Ohne dabei indes auch nur eine Sekunde schmierig zu sein. Kein Machogehabe wie weiland bei James Brown, kein Muskelgeprotze - schieres Flirten.

In Athens, dem Städtchen in Alabama, wo er aufwuchs, war nicht viel los. «Die jährliche Old Time Fiddlers Convention ist meine früheste Kindheitserinnerung. Da wurde Bluegrass gespielt, uralter Folk. Aber ich war komplett aus dem Häuschen, meine Neugierde für die Musik war geweckt.» Kaum redet er von der Heimat, verfällt er in langgezogenen Slang. Ob er noch hingehet? «Yeah,

whenever I can», antwortet East, und sein «I can» hört sich an wie «äi kiii-ann». Es ist ihm passiert, dass er zu Interviews bei Radiostationen aufkreuzte, und die Redaktoren fragten: «Sie sind das?!» Aufgrund seiner Musik hatten sie einen Schwarzen erwartet.

Anderson East braucht Ausdrücke wie «Ehrfurcht», «Wertschätzung», «Dankbarkeit» und «Demut», wenn er von den musikalischen Ahnen spricht. «Ich hege riesigen Respekt für Künstler wie O. V. Wright und Wilson Pickett, aber ich habe nie versucht, wie einer von ihnen zu tönen», sagt er. «Im Grunde wollen wir einfach menschliche Musik machen. Ohne technischen Schnickschnack. Aufrichtige Musik, bei der du riskierst, verletzt zu werden, weil du deine Verletzlichkeit preisgibst.»

Seine Kirche ist die Bühne

East's Grossvater war baptistischer Prediger, der Vater sang im Kirchenchor, die Mutter spielte dazu Klavier. «Das war prägend. Wie überhaupt dieser besondere Geist, der in Alabama herrscht.» Viele grosse Soul-Platten der 1960er Jahre wurden in Muscle Shoals

aufgenommen, eine Autostunde von East's Geburtsort entfernt. Für «Delilah», sein erstes Album mit Dave Cobb, kehrte er dort hin zurück: in die FAME Studios. East gerät ins Schwärmen: «Die afroamerikanische Soulmusik hat etwas Spirituelles, sie entlockt dir etwas, das grösser ist als du selber, und bringt dich dazu, es auf andere zu übertragen. Sagen wir es so: Mit Soul gibst du anderen deine Seele weiter.»

Seine Kirche ist die Bühne. East ist ein Hohepriester, der die Energien im Raum lenkt und antreibt. Als erste Zugabe singt er «Cabinet Door», ein stilles Lied über den Grossvater, allein mit seiner E-Gitarre, und steigert sich dann zum ekstatischen Finale. München liegt ihm zu Füssen.

Ein letztes Bier, ehe Anderson East sich zum nächsten Konzert aufmacht. Die Schattenseiten des Tourlebens? «Sie glauben nicht, wie viele Hochzeiten, Geburtstage und Taufen ich verpasst habe.» Anfang Jahr zerbrach auch seine Liebe zur Sängerin Miranda Lambert. «Dauernd auf Reisen zu sein, ist nie gut für eine Beziehung.» Bedauern? «Nein. Ich habe den besten Job der Welt.»

Intensität ist sein Markenzeichen: Anderson East bei einem Konzert in München.
(5. Juni 2018)

Dave Cobb macht Musik aus Nashville hip

«Wir tun so, als nähmen wir eine alte Platte auf»

In Nashville, der «Music City» der USA, hat der 44-jährige Produzent Dave Cobb Musikerinnen und Musiker um sich geschart, die keiner bestimmten Sparte zuzuordnen sind, aber allesamt eine berührende und mitreisende Musik machen: Anderson East, Brandi Carlile, Jason Isbell, Sturgill Simpson, Chris Stapleton und Cobbs Cousin Brent ist gemein, dass sie zwischen Rock, Folk, Blues und Country changieren und dass ihre Musik just so schon vor vierzig, fünfzig Jahren hätte gespielt werden können. «Wir tun so, als nähmen wir eine alte Platte auf. Als hätte diese Aufnahme genausogut 1965 stattfinden können», beschreibt Cobb seine Arbeitsweise im Studio. Er hat sich im legendären RCA Studio A eingemietet. Mit seiner Neo-Klassik läuft er dem Mainstream-Coun-

try, der zum industriell gefertigten Pop degeneriert ist, allmählich den Rang ab.

Bereits hat Cobb vier Grammys eingeheimst. «Dave arbeitet wie ein Verrückter, er ist Tag und Nacht im Studio», sagt Anderson East über seinen Entdecker. Cobb ist in den USA als Produzent so gefragt wie vor ihm T-Bone Burnett und Rick Rubin. Ähnlich wie sie pflegt er das Ein-



Margo Price

fache, Herkömmliche. Seine Revolution klingt gar nicht wie eine. Ihren reizvollen Kontrast bezieht diese Musik daraus, dass sie meist lieblich klingt, ihre Inhalte aber ungeschönt sind. Margo Price singt von Abtreibung, Drogen und Bauernsterben, Brandi Carlile davon, dass sie und ihre lesbische Frau Mütter geworden sind, Jason Isbell schildert das Begräbnis



Brandi Carlile

eines im Irak Gefallenen. Ein Gegenentwurf zum frommen Heile-Welt-Country, der sich um Autos, Familie und Vaterland dreht. Für die Sparte zwischen den Sparten hat sich der Sammelbegriff Americana durchgesetzt. «Das ist zwar auch wieder ein Etikett», sagt East, «aber ich mag die Haltung dahinter: «Humans playing music.» Für die Verleihung der Americana Awards im September ist er einer von vier Nominierten als «Neuling des Jahres».

Im Frühjahr 2016 führte das Branchenmagazin «Billboard» für Americana eine eigene Hitliste ein, im Oktober desselben Jahres kam es zur historischen Trendwende: Erstmals verkaufte Americana mit Künstlern wie Drive-By Truckers und John Prine mehr als der Mainstream-Country. Bänz Friedli



Hinter dem Nashville-Revival steckt Produzent Dave Cobb.